nötig ist; wenn er nur selbstverleugnende Entschlossenheit gegen die Japaner zeigt, dann wird das ganze Land sich zu seiner Unterstützung zusammentun. Ganz gleich, wer auch in der Regierung ist, niemand würde wagen, ihm entgegen zu sein.

Wenn Tschang Hüe-Liang wirklich so handelt, dann wäre es weder für ihn, noch für Wang Ching-We notwendig, vom Amt zurückzutreten. Dann gäbe es wirklich einen Hoffnungsstrahl für die Republik China!

KLEINE NACHRICHTEN

Die chinesische Buchhandlung Hiën Dai in Schanghai, in deren Verlag bereits Übersetzungen von Goethes „Faust" und „Die Leiden des jungen Werthers" erschienen sind, hat im Goethe-Jubiläumsjahr eine Übersetzung der Mignon-Episode aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre" herausgebracht. Für die Übersetzung zeichneten Yü Wen-Bing und der bekannte Goethe-Übersetzer Guo Me-Jo.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Dubs, Homer H.: Hsüntze. The Moulder of Ancient Confucianism. Verlag von A. Probsthain, London 1927 (Probsthains Oriental Series Vol. XV), XXXI und 308 S.

Sün Kuang — bis vor kurzem im Westen unbekannt, in China selbst verkannt — war einer der umfassendsten und systematischsten Geister der vorchristlichen Zeit. Sein Werk vermittelt aufschlußreiche Erkenntnisse sowohl für die geistigen Widersprüche in der letzten Konvulsion am Vorabend der einigenden Umgestaltung Chinas unter Tsin Schï Huang Di als auch für das ursprüngliche Antlitz des Konfuzianismus vor und seine Gesichtsveränderung nach dem Antritt der unbestrittenen Herrschaft im geistigen Leben zweier Jahrtausende.

Dubs, der gleichzeitig mit dem vorliegenden Band eine Auswahl der Werke veröffentlichte, versucht hier in engster Anlehnung an die neuesten chinesischen Forschungen (besonders Hu Schï) zu zeigen, wie irreführend die schlagwortartige Gleichung ist: Sün Dsï = das ursprünglich Böse in der menschlichen Natur. Obwohl wesentlich für die philosophische Untermauerung der konfuzianischen Ideen, genau so wie seine Logik und Psychologie, ist diese These nur in ihrer positiven Formulierung charakteristisch für Sün Dsï und dennoch nicht der Kernpunkt seiner Lehre.

Sün Dsï hatte das gleiche zentrale Ziel vor Augen wie Konfuzius: Bewahrung der alten feudalen Gesellschaft vor dem Untergang durch Reform und Aufrichtung einer unerschütterlichen moralischen Autorität. Seine Mittel waren aber andere. Seit dem Tode des Meisters entstand eine Reihe von philosophischen Schulen, die, begünstigt von der fortschreitenden Auflösung aller althergebrachten Seins- und Denkformen, unermüdlich alle Normen zerpflückten und so die Zersetzung förderten. Man mußte den Feind also auf eigenem Gebiet schlagen, sich seiner Waffen bedienen. Daher die ungemein interessanten Auseinandersetzungen mit den Hauptgedanken der Zeit. War die ursprüngliche Natur des Menschen gut, wie der demokratische Mong Dsï lehrte, dann brauchte man nicht das moralische Regulativ der Sitten (Li), und ihre berufenen Hüter, die Konfuzianer, waren samt ihren heiligen Büchern überflüssig. War aber die ursprüngliche, von Kultur unberührte Anlage des Menschen schlecht und alles Gute nur Menschenwerk, so war damit zwangsläufig die Notwendigkeit einer Erziehung im weitesten Sinne des Wortes gegeben.

Da für Gott im Gedankengebäude der Konfuzianer kein Raum übrig war, konnte diese Erziehung nur eine gesellschaftlich-autoritäre sein, mit einer patriarchalischen Regierung nach dem Muster der alten Weisen, deren Wirken im Kanon übermittelt war. Sün Dsï lehnt alle Metaphysik ab (gegen die Taoisten), jede spitzfindige Begriffsspalterei und Wissenschaft um ihrer selbst willen, weil dies alles zu nichts führe und nur vom zentralen Problem ablenke: der Mensch als harmonisches Glied der Gesellschaft. Den Anhängern der einigenden Liebe (Mo Di) aber versuchte er zu beweisen, daß eben die Aufrechterhaltung der Klassenunterschiede und die Bescheidung auf seinen ihm zukommenden Anteil in der gesellschaftlichen Schichtung den Menschen vor dem gegenseitigen Kampf, das Land vor dem Untergang in

Barbarei bewahrten. (Dieser Aufgabe wurde auch die Logik, die Richtigstellung der Begriffe auf Grund einer gesellschaftlichen Konvention, dienstbar gemacht.)

Die zeitgemäße Modernisierung der Lehre des Konfuzius unter Zuhilfenahme der gegnerischen Methoden hatte aber scheinbar widersprechende Folgen. Die Lehre des Sün Dsï war so sehr mit heterogenen Gedankenelementen durchsetzt, daß sie einerseits ungewollt das Bindeglied zu den Gesetzeslehrern wurde: die Geister, die er rief, sollten bald über den Konfuzianismus triumphieren. Auf der anderen Seite verboten diese scheinbar unorthodoxen Beweisführungen die Anerkennung von Sün Dsï selbst, als dank seiner systematisierenden Leistung der spätere Konfuzianismus längst von Erfolg gekrönt war. Die Charakteristik von Sün Dsï, am prägnantesten im Titel seines Buches ausgedrückt, wird vom Verfasser durch alle Gebiete, die der „chinesische Aristoteles" beherrschte, verfolgt und an Hand mannigfacher Zitate herausgearbeitet. Dabei gelingen ihm manchmal ausgezeichnete Formulierungen, wie: „Seine (Konfuzius') Demokratie war auf seine eigene Klasse beschränkt", also eine „demokratische Aristokratie" (S. 251); oder: „Die Konfuzianer waren Reformer von oben" (S. 272). Und wenn man auch vielleicht über einige Punkte anderer Meinung sein mag (wie z. B., daß die Ablehnung aggressiver Mittel — damals! — nur reiner Idealismus gewesen sei) oder den innigen Zusammenhang zwischen Sün Dsï und der Rechtsschule (Fa Gia) vermißt, so wird man dem Verfasser Dank wissen für die adäquate Vermittlung dieses Philosophen, dessen Studium ein tieferes Verständnis des Konfuzianismus in all seinen Entwicklungsformen ermöglicht.

Das Erwachen der Menschheit. Die Kulturen der Urzeit Ostasiens und des vorderen Orients. Erster Band der Propyläen-Weltgeschichte. Propyläen-Verlag (Ullstein), Berlin 1931.

Die allgemeinverständliche Darstellung eines Wissensgebietes, die übersichtliche Zusammenfassung der mühsam errungenen, meist verstreuten Ergebnisse einer Disziplin ist eine der schwierigsten und undankbarsten Aufgaben. Die Schwierigkeiten werden schier unüberwindlich, handelt es sich um ein Gebiet wie die 4000jährige Geschichte eines ganzen Erdteils. Erst recht, wenn der Rahmen zu eng, der Bedeutung des Stoffes nicht gerecht wird. Vor zwei Jahrzehnten schien es noch möglich, die Geschichte Chinas — besonders in der in seiner Art vorzüglichen Einseitigkeit, mit der sich A. Conrady auf Archäologie und Altertum beschränkte, — in einen Band neben die Geschichte des alten Orients einzuzwängen (Pflugk-Harttungs Weltgeschichte). Heute die Geschichte ganz Ostasiens bis zum 19. Jahrhundert in den ersten, „Erwachen (!) der Menschheit" betitelten Band einer modernen Weltgeschichte zu verweisen, ist — Anachronismus. Eine Anlage, die neben einer Geschichte Ägyptens (von G. Steindorff) auf 117 S. und des vorderen Orients (von R. Kittel) auf 160 S. für China 81 und für Japan 27 Seiten (!) bereitstellt, ist von vornherein verfehlt und bedeutet an sich schon ein schiefes Weltbild (das aus dem Hochmut des 19. Jahrhunderts heraus zu erklären, aber nicht zu entschuldigen ist). Liest man die Vorbemerkung zur Geschichte Ostasiens von F. E. A. Krause, wo Verfasser sich zum Ziele setzt, „die Hauptlinien der politischen und kulturellen Entwicklung zu zeichnen und die bestimmenden Züge der einzelnen Geschichtsepochen zu veranschaulichen", so darf man unter solchen Vorbedingungen auf die Bewältigung der gewaltigen Aufgabe gespannt sein. Bereits sein Ausgangspunkt, der durch die Schlagworte: „stationärer Charakter", „Gleichförmigkeit", „starre Unveränderlichkeit", „Moment des Stillstandes" (S. 175) gekennzeichnet ist, scheint bedenklich. Vollends enttäuscht wird man dann dadurch, wie der beschränkte Raum mit einer sinnlosen Anhäufung völlig gleichgültiger Fürstennamen ausgefüllt wird auf Kosten des geschichtlich Wesentlichen. So erfahren wir z. B. die Namen von etwa 20 Kaisern und Königen der Dschou-Zeit, aber wir hören nichts von Mo Di, Yang Dschu, Dschuang Dsï, um nur einige der wichtigsten Kulturträger zu nennen — Lau Dsï und Konfuzius werden mit 20 Zeilen abgetan, aus denen über ihre Lehre so gut wie nichts hervorgeht. Li Tai Bo verdankt seine Erwähnung einer Reproduktion. Die Kultur der Sung-Zeit ist mit Dschu Hi erschöpft. Bei Behandlung der Ming-Dynastie, die für Krause „eigentlich nur die lange Übergangszeit von

einer Fremdherrschaft zur anderen bedeutet" (S. 240 — diese „Übergangszeit" dauerte genau 276 Jahre lang), der er aber andrerseits nachrühmt, sie sei die „dritte Glanzperiode" Chinas (S. 241), hält es Verf. nicht für notwendig, Wang Yang Ming zu nennen; dafür erfahren wir, wie die vier letzten Kronprätendenten des Herrscherhauses hießen. Der Leser muß unbedingt die Begriffe Halka, Ölöt, Galdan, Tse-wang Rabtan, Ili, Miao-tse, Amursana, Dawaci, Dsungaren, Gurkha usw. für das Verständnis der Blüte der Mandschu-Dynastie kennenlernen, hingegen genügt scheinbar die summarische Feststellung: „Kunst und Wissenschaft nahmen in China unter K'anghsi einen hohen Aufschwung..." (S. 249) oder: „Kunst und Literatur erfuhren großzügige Förderung" (S. 250). Diese übertriebene Hochschätzung von Namensaufzählungen nimmt zum Teil groteske Formen an (so glaubt uns Verf. den japanischen Namen von Hubilai nicht vorenthalten zu dürfen).

Krause macht es sich manchmal leicht, allzuleicht. Anstatt einer Erklärung der Entwicklung begnügt er sich mit klischeehaften Schemen: „das Herrscherhaus geriet unter den Folgen chinesischer Verweichlichung in raschen Verfall" (S. 207) oder: „Die Staatsgeschäfte kamen ganz in die Hand eines gewissenlosen Ministers, so daß die Geschicke des Landes eine unheilvolle Wendung nahmen" (S. 216) usw. usf. Solche Beispiele könnten beliebig vermehrt werden. Viele für erledigt gehaltene Anschauungen bleiben somit der nächsten Generation erhalten. Besonders gefährlich scheinen mir aber die daraus gezogenen Schlüsse zu sein, wie z. B. daß „China der fremden Führung seiner äußeren Angelegenheiten bedurfte" (S. 240).

Der Laie — für den das Buch geschrieben ist — muß sich nach der Lektüre sagen, daß eine solche Menge von „Verweichlichung und Laster", von „innerer Verwirrung", von „Roheit und Mord" nicht einmal soviel Raum in einer Weltgeschichte beanspruchen dürfte. Womit er leider — in einem gewissen Sinne — durchaus im Recht ist.

Erfreulich ist das gut ausgewählte, reiche und vorzüglich reproduzierte Bildmaterial, das vielleicht das Wertvollste an dieser großangelegten Geschichte bleiben wird.

Stefan Balázs.

David-Neel, Alexandra: Heilige und Hexer, Glaube und Aberglaube im Lande des Lamaismus. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1931.

Dies jetzt viel gelesene Buch schildert in unterhaltender Weise die Fahrten, die die Verfasserin kreuz und quer durch Tibet unternommen hat. Ein ungelöster Widerspruch der Darstellung ist die Bewertung des Standes der Lamas, von denen einerseits Frau David-Neel in Ausdrücken spricht, die ihn größtenteils aus Faulenzern und „malerischen Prahlhänsen" bestehen läßt, andererseits redet sie mit größter Hochachtung von seinen Mysterien. Was uns nun aber Frau David-Neel von diesen Geheimnissen mitteilt, ist Magie allereinfachster Sorte. Die „Feuermeditation" ruft eine Erhitzung des Körpers hervor — eine Sache, die man auch in China jeden Anfänger lehrt —, aber ob dadurch nun wirklich erheblich mehr Schnee geschmolzen werden kann als sonst durch Körperwärme, möchte ich in Frage ziehen. Auch die Trance-Läufer sind nichts Wunderbares, wobei ich aber auch hier wiederum den Grad der Leistung in Frage ziehen möchte. Jedenfalls, wenn das alles ist, was die Verfasserin an Wertvollem erfahren hat, so lohnt sich die Mühe nicht, der sie sich auf ihren Reisen unterzogen hat.

Die Transkription der tibetischen Wörter ist leider nach dem Gehör statt nach der Orthographie vorgenommen, was hoffentlich in der nächsten Auflage verbessert wird. Bei der Übersetzung des französischen Originals ins Deutsche sind auch noch einige Transkriptionsfehler unterlaufen. Im übrigen ist das Buch unterhaltend und als solches zu werten.

E. R.

Sven Hedin: Jehol, die Kaiserstadt. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1932.

Das Buch, das wir 1932 unseren Förderern als Weihnachtsgabe überreichten, gibt in anziehender Weise eine Beschreibung von Jehol, seiner Lamapaläste und seiner kaiserlichen Anlagen. Die Nachbildungen des Potala in Lhasa, der Residenz des Dalai Lama, und des Klosters Tashi-lhunpo bei Shigatse, der Residenz des Pantschen Lama, werden — unterstützt durch Photographien — lebendig dargestellt, desgleichen die anderen Tempelanlagen und der kaiserliche Park. Dazu sind eine ganze Reihe historischer Kapitel — haupt-

sächlich mit Unterstützung Ferdinand Lessings — geschrieben, die den geographischen Ort in die glanzvolle historische Perspektive rücken. Das Buch bietet über das den Sinologen und Buddhologen durch Anschauung, durch historische Studien und die Frankesche Arbeit über das Jehol-Gebiet Bekannte hinaus einem allgemeiner interessierten Publikum eine äußerst anziehende Vergegenwärtigung dessen, was das prächtige Jehol im 17. und 18. Jahrhundert bedeutet hat: eine Vereinigung von märchenhafter Pracht und politischer Macht. Geschrieben kurz vor dem gänzlichen Verfall dessen, was einst gewesen, ist diese Monographie über Jehol aus der Feder Sven Hedins ein Denkmal für immer.

E. R.

Sammlung Baron Eduard v. d. Heydt. Band I „Asiatische Plastik" von William Cohn, Band II „Kunst der Naturvölker" von Eckart v. Sydow. Verlag Bruno Cassirer, Berlin 1932.

Die international berühmte „Sammlung von der Heydt" ist die größte private Skulpturensammlung auf ostasiatischem Gebiet. Zu einer Zeit, als bei uns der chinesischen Skulptur im Gegensatz zu den Bronzen und vor allem der Malerei noch kaum Beachtung geschenkt wurde, erkannte der große Sammler und Mäzen mit sicherem Blick die unvergleichlichen Werte fremder Plastik — ganz gleich, ob es sich um ein ostasiatisches, indisches oder afrikanisches Stück handelte. Die in den beiden Bänden abgebildeten Kunstwerke wirken so überzeugend und hinreißend wie vielleicht nur ganz wenige Kataloge berühmter Sammlungen. Der größte, ja beste Teil dieser Sammlung ist öffentlich zugänglich, da es Baron von der Heydt für seine Verpflichtung hält, andere an seinem Kunstbesitz teilnehmen zu lassen. Öffentliche Sammlungen in Deutschland, Holland und in der Schweiz besitzen seine Plastiken als Leihgabe, dazu sind die beiden Häuser — Hotel ist fast ein zu profanes Wort — in Zandvoort und in Ascona mit seinen Skulpturen (und Bildern) überreich ausgestattet, so daß jedermann Zutritt zu dieser „Privatsammlung" hat. Die jetzt — übrigens äußerst preiswert — herausgebrachten Katalogbände vermitteln auch dem, der die Originale nicht kennt, ergreifenden Eindruck und Genuß.

Band I „Asiatische Plastik" ist von William Cohn sehr sorgfältig bearbeitet. Gleich die 1. Tafel, das älteste Stück — ein Flachrelief aus einem Grabe der Han-Zeit, datiert vom Jahre 114 n. Chr. —, insbesondere ihr Ausschnitt „Tänzerin und Jongleur", ist überwältigend in dem rhythmischen Ausdruck der Bewegung. Die Köpfe des Fabeltieres (S. 15), des Löwen (S. 67) und auch des Tigers (S. 93) sind gleichfalls gute Stücke, ganz besonders gefangennehmend aber sind die Schätze, die der Geist der Mahāyāna-Frömmigkeit hervorgebracht hat, von der Votivstele aus dem Jahre 520 angefangen bis zu dem Tempelwächter (S. 83 und 85) und zu den noch späteren Stücken. — Dann folgen japanische Bildwerke, darauf indische Plastik in zum Teil großartigen Beispielen, darauf Hinterindien mit besonders starken Stücken und als letzter Abschnitt Skulpturen von Java und Bali, wiederum Höhepunkte der Sammlung. Drei Anhänge geben noch eine Nachlese zu der bisherigen Auslese hervorragender Werke. Jeder Freund ostasiatischer und indischer Kunst sollte mit diesem Bande vertraut sein.

Von ganz anderer Art ist der andere Band „Kunst der Naturvölker" mit ausgezeichnetem Text von Eckart von Sydow, dem Verfasser des „Handbuchs der afrikanischen Plastik". Der Band umfaßt Stücke aus Afrika, Ozeanien, Indonesien und eins aus Altmexiko. Die erstaunliche Ausdruckskraft der Kunst der Naturvölker ist ja bekannt genug. Es bedarf weiter keines Wortes, daß auch dieser Band eine Reihe erstklassiger Stücke vorführt, und zwar in solcher Fülle, daß man nur jedem empfehlen kann: nimm und schau!

Den beiden Bearbeitern und dem Verlag gebührt unser Dank für dies glänzend herausgebrachte Katalogwerk, insbesondere aber dem Besitzer selbst, dem liebenswürdigen Sammler und Menschen, der diese Gegenstände nicht nur für sich, sondern für alle Kunstsinnigen gesammelt und publiziert hat.

E. R.

Der Traum der roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn, Leipzig, Insel-Verlag, 788 S.

Der kurz vor Weihnachten im Insel-Verlag erschienene, von Franz Kuhn übersetzte

chinesische Roman „Der Traum der roten Kammer" (Hung Lou Mong) gehört zu den beliebtesten und geschätztesten Romanen Chinas. Es gibt wohl kaum einen gebildeten Chinesen, der dieses Buch nicht viele Male gelesen und bewundert hätte, denn es handelt sich nicht nur um einen Sitten- oder Gesellschaftsroman, sondern er gibt zugleich ein meisterhaft geschriebenes Kulturbild Chinas, und zwar aus einer Zeitepoche, die in China selbst auch jetzt noch lebendig ist. Der Verfasser hat alle Sitten und Gebräuche seiner strengen Kritik unterzogen. Allerdings ist diese so fein und so geschickt ausgedrückt, daß sie sehr leicht übersehen werden kann. Kulturhistorisch betrachtet muß für den Europäer jedes einzelne Kapitel wertvoll sein. Denn man erfährt nicht nur, wie das Familienleben, das Verhältnis zwischen den Verwandten, die Liebesauffassung usw. war, sondern man erlebt das alles unmittelbar mit. Von den 120 Kapiteln hat der Übersetzer beinahe die Hälfte fortgelassen. Ob die Haupthandlung, die sich um die drei Gestalten Pao Yü, Blaujuwel und Pao Tschai gruppiert, in dieser kurzen Fassung tatsächlich erschöpfend wiedergegeben werden konnte, wie Franz Kuhn selbst angibt, möchte ich bezweifeln. Das Verdienst des Übersetzers ist jedoch trotz der Kürzung und sonstiger Bemängelungen sehr groß, denn es ist ihm sicherlich gelungen, die „chinesische Kost dem europäischen Publikum schmackhaft zu servieren". W. Y. Ting.

Lou Dsï-Kuang: Chinesische Neujahrssitten. (Veröff. der chinesischen Gesellschaft für Volkskunde; Hang-chou 1932 Sept.; 154 S.)

Gu Gië-Gang hat einmal gefordert: „Meiner Ansicht nach ist das dringendste Erfordernis für unsere Gesellschaft für Volkskunde, daß sie sich vom Bücherwissen freimacht und an Feldforschung an jedem Ort herangeht. .... Eigentlich hatten die einzelnen Lokalchroniken die Pflicht praktischer Feldforschung, aber der Blick jener Herren Autoren ging nur auf das Kaiserhaus und die Gentry, nicht auf das Volk!" (im Vorwort zu: Su Dschou Feng Su). Diese Arbeit ist nun von einem schon durch mehrere kleinere Arbeiten bekannten Volkskundler aus dem Kreise Gu Gië-Gangs getan. Das Buch bringt Schilderungen der Neujahrssitten aus fast allen Teilen des Landes, nicht, wie früher üblich, aus der Literatur zusammengestellt, sondern nach eigenen Beobachtungen des Forschers und seiner Freunde. Es geht daher weit über die bisher vorliegenden volkskundlichen Arbeiten hierüber hinaus; auch unsere, von Europäern verfaßten, schilderten meist nur die Gebräuche einzelner Gebiete, wie die vorzüglichen Arbeiten von de Groot, Grube, P. Stenz, P. Kalff u. a. Jetzt liegt uns hier ein neues Quellenbuch vor, das ein China schildert, wie es wirklich lebt, und das viel Anregung zu weiteren volkskundlichen Untersuchungen gibt. W. Eberhard.

ZU DEN ABBILDUNGEN

Tafel 1. Tiger — Rollbild — Tusche auf Seide. 16. Jahrhundert. — 180×120 cm. Sammlung C. T. Loo, Paris.

Tafel 2. Rast am Wege — Albumblatt — Tusche und leichte Farben auf Seide — Kreis des Ma Yüan und Hia Gui — um 1200 — 36 cm hoch. Sammlung Eumorfopulos, London.

Tafel 3. Reiher unter Weide — Rollbild — Tusche auf Papier — bez. Dschu Lun Han (mit dem Finger gemalt) um 1700 — 105×47 cm. Sammlung Preetorius, München.

Tafel 4. Sperlinge — Albumblatt — Tusche und leichte Farben auf Seide — Art des Li An Dschung — 13. Jahrhundert — 32 cm hoch. Sammlung Preetorius, München.